



ICH,
TOCHTER
EINES
YAKUZA

riva

SHOKO TENDO

ICH,
TOCHTER
EINES
YAKUZA

SHOKO TENDO

ICH,
TOCHTER
EINES
YAKUZA

SHOKO TENDO

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@rivaverlag.de

2. Auflage 2019

© 2015 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

© der deutschen Originalausgabe 2011 by riva Verlag

Die japanische Originalausgabe, auf der diese Übersetzung basiert, erschien 2006 bei Gentosha, Tokio, unter dem Titel *Yakuzana tsuki*. Erstmals erschien das Buch 2004 bei Bungeisha, Tokio, unter dem Titel *Yakuzana tsuki*. © 2004 by Shoko Tendo. All rights reserved. This edition published by arrangement with Kodansha International Ltd., Tokio.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Cora Hartwig, Hirofumi Yamada

Redaktion: Caroline Kazianka

Umschlaggestaltung: Pamela Günther

Umschlagabbildung: Hiroya Kaji

Innenteil-Fotografien: S. 1–7 mit freundlicher Genehmigung von Shoko Tendo,

S. 8–16 © Jeremy Sutton-Hibbert

Satz: HJR, Manfred Zech, Landsberg

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86883-481-9

ISBN E-Book (PDF) 978-3-86413-076-2

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-86413-050-2

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

In Gedenken an meine Eltern

DIE PRESSE ÜBER *ICH, TOCHTER EINES YAKUZA*

»Gelegentlich dreht es einem bei dieser Biografie, die ganz Japan gefesselt hat, den Magen um ... das Buch bietet eine seltene weibliche Perspektive auf Japans kriminelle Unterwelt.«

The Independent

»Die erste Frau, die je das Schweigegebot gebrochen hat und über das Leben der Frauen in der Unterwelt spricht ... in ihrer Bestsellerbiografie schockierte sie ganz Japan mit der plastischen Schilderung ihrer Sucht nach Sex, Drogen und gewalttätigen Liebhabern.«

Marie Claire

»Viel wurde über Japans Gangster geschrieben – ihre Ganzkörper-tätowierungen, die Saufgelage, die Affären, den strengen Ehrenkodex und die gelegentlichen Gewaltausbrüche. Sehr wenig hörte man von Geliebten, Töchtern oder Ehefrauen. Tendo war alle drei.«

Bloomberg

»Eine schaurige und grelle Geschichte über Familienleben und Liebe bei den Yakuza. Eine schäbige und unglamouröse Welt – und die Yakuza-Subkultur wird mit Sicherheit nicht so schnell wieder das Gefallen der Öffentlichkeit finden.«

Wall Street Journal

»Ein roher, herzerreißender Bericht einer zerstörten Jugend.«

Bust

»Eine packende Biografie ... ein exklusiver Blick in ein Leben, wie man es selten aus erster Hand erlebt.«

Time Out Chicago

»Tendo sticht als eine von wenigen heraus, die es geschafft haben, sich aus einer Unterschicht zu befreien, in der das Leben für gewöhnlich kurz, übel und brutal ist.«

The Japan Times

»Eine ungeschminkte Erzählung über den hart erkämpften Triumph einer – möglicherweise unbewusst – starken Frau, die sich niemand entgehen lassen sollte, der Interesse daran hat, etwas über eine nahezu unbekannte Seite Japans zu erfahren.«

Mainichi Daily News

»Das Buch und seine Geschichte der Tochter eines Yakuza-Bosses haben die Vorstellungskraft des ganzen Landes gepackt.«

Asabi Shimbun

»Als Tochter eines Yakuza geboren, als Teenager bereits in einer Welt voller Sex und Drogen, in den Zwanzigern tätowiert ... Tendos Augen haben den wissenden Glanz von einer, die in der Hölle war und wieder zurückgekommen ist.«

Josei Seven Magazine

»Ein Leben auf der Achterbahn offengelegt ...«

Fujinkoron

INHALT

VORWORT DER TASCHENBUCHAUSGABE	11
1. WOLKEN, DIE VORÜBERZIEHEN	17
2. NERVENKITZEL	29
3. SPEED	57
4. GELIEBTE	83
5. STRAFE UND VERGELTUNG	103
6. TÄTOWIERUNG	133
7. SCHLUSSSTRICH	149
8. LABYRINTH	177
9. GETRENNTE WEGE	203
NACHWORT DER TASCHENBUCHAUSGABE	215
KOMMENTAR – WELCHE FARBE HAT DER MOND JETZT?	219
ANMERKUNGEN	228
DANKSAGUNG	232
DIE AUTORIN	233

VORWORT DER TASCHENBUCHAUSGABE

Mehr als vier Jahre sind vergangen, seit *Ich, Tochter eines Yakuza* das erste Mal auf Japanisch veröffentlicht wurde. Dieses Buch zu schreiben war für mich die Chance, mich endlich den Dämonen zu stellen, die mich mein Leben lang gequält haben. Als ich 2004 schließlich das Manuskript beendet hatte, fühlte ich mich von einer schweren Last befreit, und zum ersten Mal seit langer Zeit konnte ich wieder lächeln. Aber obwohl ich beim Schreiben des Buches immer die Worte im Kopf hatte, die mein Vater mir vor seinem Tod in einem Brief geschrieben hatte – »Shoko, bitte hör nie auf, an dich zu glauben« –, hätte ich nie gedacht, dass dieses Buch so erfolgreich werden würde.

Nach einer anfänglichen, vonseiten meines ersten japanischen Verlages vorsichtig angelegten Druckauflage von nur 1000 Exemplaren hat das sich Buch in Japan mittlerweile fast 100 000 Mal verkauft und wurde in mehr als ein Dutzend Fremdsprachen übersetzt. Allein die Vorstellung, dass meine Geschichte von Italien bis Thailand und überall dazwischen gelesen wird, ist unglaublich!

Das sind Länder, die ich nur auf den Seiten von Bilderbüchern besucht habe, in die ich mich geflüchtet habe, wenn ich als Kind von anderen Kindern schikaniert wurde.

Während der letzten vier Jahre habe ich lange und gründlich darüber nachgedacht, warum das Buch nicht nur in Japan, sondern auf der ganzen Welt so erfolgreich ist.

Vielleicht unterscheidet sich *Ich, Tochter eines Yakuza* von anderen japanischen Büchern und Filmen über die Yakuza dadurch, dass andere Autoren und Regisseure die Yakuza-Protagonisten

gern als Helden darstellen. Doch in meinem Buch werden Sie keinen einzigen »guten« Yakuza finden noch das glamouröse Porträt eines Yakuza. Sie werden davon lesen, wie mein Vater, einst ein mächtiger Oyabun¹, krank wurde und in Armut abrutschte. Sie werden eine Subkultur voller Gewalt und Drogen kennenlernen. Aber Sie werden auch das Porträt einer Familie sehen und feststellen, dass ich einige schwere Lektionen lernen musste, bevor ich den wahren Wert meiner Eltern schätzen konnte.

Natürlich hatte ich mir Sorgen darüber gemacht, wie die Yakuza reagieren würde, wenn das Buch in Japan herauskommt. Aber da ich nur von meinen eigenen Erfahrungen erzählt habe und mich bemüht habe, niemanden zu belasten, der in meiner Geschichte vorkommt, gab es keine negativen Rückmeldungen. Im Gegenteil, die meisten Leser aus dem Bereich der Yakuza reagierten sogar positiv auf meine ehrliche Schilderung des Yakuza-Lebens.

Eine der Fragen, die mir ausländische Leser und Journalisten am häufigsten gestellt haben, ist: »Was genau ist eigentlich die Yakuza?« Die einfachste Erklärung ist, dass sie das japanische Äquivalent der Mafia ist, aber vielleicht ist das auch zu einfach.

Die wörtliche Bedeutung von »Yakuza« ist »verwurzelt in einem Gebiet, sich um ein Gebiet kümmern«. Ein gutes Beispiel dafür, was das bedeuten kann, ist das Kobe-Erdbeben von 1995. Damals kam die erste Hilfe von der Yakuza, nicht von der Regierung, obwohl natürlich nichts davon in den Medien berichtet wurde.

In diesem Buch geht es jedoch nicht nur um die Yakuza. Vielmehr wird die Geschichte meines Lebens erzählt und Sie werden auf universelle Themen treffen, die jeden betreffen und mit denen sich jeder identifizieren kann, unabhängig vom persönlichen Lebensweg oder der Nationalität: Schikane und Mobbing in der Schule, Jugendkriminalität, Drogen, Gefängnis, Liebe, Gewalt, Ehe, Schulden, Essstörungen, Selbstmordversuch, Krankheit

und Tod. Ganz gleich, wie glücklich und perfekt unser Leben auch von außen wirken mag, wir haben alle unsere Probleme.

Ich glaube, dass viele Leser vor diesem Buch wenig über die Welt der Yakuza wussten, sie können sich aber dennoch mit den Schicksalsschlägen identifizieren, die ich erlitten habe.

Die Bilder meines tätowierten Rückens auf den Bucheinbänden wurden viel kommentiert und in den letzten Jahren musste ich Fragen von Journalisten aus aller Welt dazu beantworten. Ich war erstaunt darüber, dass sowohl die Leser als auch die Journalisten aus dem Ausland meiner Tätowierung gegenüber wenig Vorurteile oder Ablehnung gezeigt haben. In Japan ist diese Art der Ganzkörper­tätowierung, wie ich sie habe, wegen der damit ausgedrückten Verbindung zur Yakuza verpönt. Wie Sie noch erfahren werden, war es für mich etwas sehr Positives, mein Tattoo zu bekommen. Es hat mir Kraft geschenkt, mich stark gemacht und mir geholfen, aus den selbstzerstörerischen Verhaltensmustern auszubrechen, in denen ich gefangen war.

Als ich mich für das Ganzkörper­tattoo entschied, war mir natürlich bewusst, dass ich damit meine Möglichkeiten im Leben begrenzte, aber gleichzeitig spürte ich, dass ich zum ersten Mal wirklich ehrlich zu dem stand, was ich bin und wo ich herkam. Mein Vater war ein Yakuza-Boss – das ist eine unumstößliche Tatsache. Ohne jegliche nostalgische Verklärung blicke ich auf meine Yakuza-Kindheit zurück und bin mir dabei sehr wohl darüber im Klaren, was für schreckliche Dinge die Yakuza tut. Andererseits habe ich meinen Vater wirklich geliebt und will ihn nicht dafür verurteilen, dass er sich für dieses Leben entschieden hat. Eine der frühesten Erinnerungen an meinen Vater gilt der wunderschönen Tätowierung auf seinem Rücken – ein Bild der Jibo Kannon², der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit – und den tätowierten jungen Männern seines Clans, die immer bei uns zu Hause waren. Meine Entscheidung für eine Tätowierung

war für mich in etwa so, wie mein Erbgut zu akzeptieren – das hat mir viel Trost und Stärke gegeben. Das Tattoo war so ähnlich, wie dieses Buch zu schreiben: Beides musste ich tun, um meinen Platz in der Welt zu finden.

Meine Leserschaft reicht vom Alter her vom Schüler bis zum Achtzigjährigen. Ich habe Fanbriefe von den CEOs riesiger Konzerne bekommen und herzerreißende E-Mails von jungen Mädchen, die in der Prostitution gefangen sind und nach einem Ausweg suchen. Ich habe auch überraschend viele Briefe von Mördern erhalten, die im Gefängnis ihre Strafe absitzen. Oft habe ich mich dann gefragt, warum sie alle ein so großes Gefühl von Nähe zu mir zu empfinden schienen.

Als ich anfing, einigen dieser Gefangenen zu schreiben, erkannte ich, dass es nicht nur das übliche Phänomen war, dass Menschen glauben, alles von einem zu wissen und einen zu kennen, nur weil sie das Buch gelesen haben. Fast ausnahmslos hatten diese Menschen eine schwierige Familiengeschichte und trugen ein starkes Gefühl von Einsamkeit und Entfremdung in sich. Und genau das war es, was wir gemeinsam hatten. Mit der Zeit hat sich mit einigen dieser Häftlinge ein wirklich schöner Briefwechsel entwickelt. Natürlich habe ich auch merkwürdige Leserbriefe bekommen. Viele männliche Leser aus Japan haben mir zum Beispiel geschrieben: »Tendo-san³, warum heiraten Sie mich nicht? Ich werde Sie glücklich machen.« Damit möchte ich wirklich nicht angeben, ich fand es nur ziemlich überraschend, dass meine Geschichte eine solche Reaktion hervorgerufen hat! Ein Mann hat mir einen Brief geschrieben, in dem stand: »Sie tun mir furchtbar leid. Ich könnte Ihnen ein Haus kaufen, ein Auto – alles, was Sie wollen.« Natürlich möchte ich Geld haben und schöne Dinge. Aber ich bin niemand, der einem leidtun sollte. Und ich weiß auch, dass materielle Dinge das Herz nicht zufrieden machen können. Auf diesen Brief habe ich gar nicht erst geantwortet.

»Shoko, bitte hör nie auf, an dich zu glauben ...«

Mein Wissen über die Welt ist sicherlich begrenzt und mein Schreibstil mag spröde sein, aber ich hatte immer die Worte meines Vaters im Kopf, als ich versucht habe, mein Bestes zu geben. Meine ungeschickte Prosa wurde von so vielen Menschen akzeptiert: Yakuza und Nicht-Yakuza, in Japan und im Ausland. Das ist nur ein Beweis dafür, dass sich der Weg vor einem tatsächlich öffnet, wenn man an sich glaubt und sein Möglichstes gibt. Natürlich ist der Erfolg dieses Buches zum größten Teil Ihnen zu verdanken, den Lesern, die es ausgesucht und gelesen haben und dafür möchte ich Ihnen aus tiefstem Herzen danken.

2005 wurde meine Tochter geboren. Ihr Vater hat nichts mit der Yakuza zu tun, doch unsere Beziehung war ziemlich schwierig, daher bin ich nun eine alleinerziehende Mutter⁴. Früher habe ich mir nicht vorstellen können, ein Kind zu haben, es gab Zeiten, in denen es unglaublich schwer war, meine Tochter großzuziehen. Aber ich habe viel von ihr gelernt, und manchmal scheint es mir, als würden wir zwei zusammen erwachsen werden. Außerdem macht die Freude des Mutterseins alle Schwierigkeiten wieder wett. Meine Tochter erinnert mich an meine eigene Kindheit und daran, dass es auch gute Momente gab, selbst als meine Familie schwere Zeiten durchlebte. Familie – ich habe lange gebraucht, um das wirklich schätzen zu können, aber heute weiß ich, dass meine Familie der Platz ist, an dem ich mich immer am wohlsten gefühlt habe. Und jetzt, da ich eine Tochter habe – meine eigene Familie –, macht mich das glücklicher als alles andere auf der Welt.

Shoko Tendo

Tokio, 2008

1. WOLKEN, DIE VORÜBERZIEHEN

Im Winter 1968 wurde ich als Tochter eines Yakuza geboren.

Ich war die zweite Tochter meines Vaters Hiroyasu und meiner Mutter Satomi Tendo. Insgesamt waren wir vier Geschwister: Mein großer Bruder Daiki war zwölf Jahre älter als ich, meine Schwester Maki war zwei Jahre älter und unsere Jüngste, Natsuki, war fünf Jahre jünger als ich. Daiki war für mich immer mein »großer Bruder«, Maki war »Maki-chan⁵« und Natsuki immer »Na-chan«.

Anfangs wohnten wir in einem Haus in Toyonaka, im Norden von Osaka, doch schon bald zogen wir in ein neues Haus im vornehmen Sakai. Es war ein wunderschönes Haus, das zur Straße hin von großen eisernen Flügeltoren abgeschirmt wurde, herrliche Rhododendren blühten auf beiden Seiten eines Weges aus Pflastersteinen, der zum Eingang führte. Unsere Eltern und jeder von uns hatte ein eigenes Schlafzimmer, es gab ein Ankleidezimmer, ein Esszimmer, zwei Zimmer im japanischen Stil mit Tatami-Matten und ein Geschäftszimmer im westlichen Stil, in dem Vater seine Geschäftspartner empfing. Weil das ganze Haus so neu war, wehte noch der Duft von frischem Holz durch alle Zimmer. Alles war viel zu groß für uns, es gab mehr Platz, als wir eigentlich brauchten.

Vor meinem Schlafzimmerfenster stand ein großer Kirschbaum, der immer erst sehr spät im Jahr blühte und fast ein guter Freund für mich war. Hatte ich Probleme oder Sorgen, dann setzte ich mich unter seine Zweige und fühlte mich dort geborgen. Vor unserem Wohnzimmer war ein großer Teich, in dem vielfarbige Koi-Karpfen anmutig ihre Bahnen zogen. Wenn es

Sommer wurde, waren wir im Pool auf der anderen Seite des Hauses und spielten dort den ganzen Tag, wobei wir oft völlig die Zeit vergaßen.

Mein Vater war ein Yakuza-Boss, aber daneben besaß er noch Firmen in drei Bereichen: Hoch- und Tiefbau, Konstruktion und Immobilien. Unser Vater war unser Held. Er liebte Autos, war völlig verrückt danach. In unserer Garage parkten immer die neuesten ausländischen und japanischen Autos, natürlich hatte er auch Motorräder, Harleys und andere, sie alle standen wie in einem Autosalon glänzend und frisch poliert nebeneinander.

Selbstverständlich war mein Vater nie mit dem Standardmodell zufrieden, die Motoren mussten alle getunt werden. Wenn ein anderer aufgemotzter Wagen an der Ampel neben ihm stand, provozierte er gern den Fahrer, ließ den Motor wie bei einem illegalen Straßenrennen aufheulen, und sobald es grün wurde, rasten dann beide Autos los. Mein Vater fühlte sich mit dem Steuer in der Hand genauso glücklich wie ein Fisch im Wasser. Mama dagegen saß immer besorgt auf dem Beifahrersitz und warnte: »Nicht so schnell, das ist doch gefährlich!«

Mir konnte es gar nicht schnell genug gehen.

Am Wochenende gingen wir immer alle zusammen shoppen und dann essen. Wenn wir ausgingen, war die Krokoleder-Geldbörse meines Vaters so prall und voll wie ein Reptil, das gerade einen fetten Fisch verschlungen hatte. Bevor es losging, saß meine Mutter an ihrem Frisiertisch und kümmerte sich sorgfältig um ihre Haare und ihr Make-up. Das war für sie eine Art Ritual. Sie nahm auch immer den gleichen blassrosa Sonnenschirm mit.

An der Hand, in der sie den Sonnenschirm hielt, trug sie an einem ihrer zierlichen weißen Finger einen Ring mit einem Opal, der im Sonnenlicht in allen Farben des Regenbogens schimmerte. An der anderen Hand hielt sie mich und sagte oft lächelnd zu

mir: »Shoko-chan, wenn du einmal groß bist, dann wird der Ring dir gehören.«

Obwohl mein Vater als Yakuza-Boss und mit den drei Firmen wirklich viel zu tun hatte, haben wir die Tage um Silvester und Neujahr⁶ immer zusammen verbracht.

Der Tisch war dann voller hübscher Schälchen mit dem köstlichen traditionellen Festtagsessen, das meine Mutter zubereitet hatte: kunstvoll gestaltetes Gemüse, dicke Scheiben gesüßtes Eieromelette, schwarze, süße Bohnen, goldene Esskastanien – wir konnten es jedes Mal kaum erwarten, dass wir endlich mit dem Essen anfangen durften.

Wenn wir an Neujahr mit dem Essen fertig waren, ging die ganze Familie zu einem Shinto-Schrein in der Nähe, um die ersten Gebete im neuen Jahr abzuhalten. Wir Kinder erhielten dort Papierstreifen mit Wahrsagungen, gaben sie unseren Eltern und baten sie, den Spruch für uns zu deuten. Das machten wir jedes Neujahr so.

Am ersten Neujahr nach meiner Einschulung schenkte mein Vater nur mir einen kleinen Glücksbringer mit einem Glöckchen. Er legte ihn in meine Handfläche und meinte: »Der ist für dich, Shoko.« Der Glücksbringer wärmte meine Hand und mich selbst bis tief in mein Herz. Ich befestigte ihn an meinem Schulranzen und in den Pausen schüttelte ich ihn, um das leise Klingeln zu hören. Oft verlor ich mich dabei ganz in den glücklichen Erinnerungen an die Neujahrsfestlichkeiten.

Unsere Eltern waren zwar immer sehr liebevoll zu uns, erzo-gen uns aber auch streng und legten großen Wert auf gute Manieren. Das Hausmädchen durfte uns auch keinesfalls verwöhnen, so war es zum Beispiel verboten, vor dem Fernseher zu essen. Vor jedem Essen falteten wir wohlgezogen unsere Hände und wünschten einen guten Appetit. Nach dem Essen bedankten wir uns und räumten natürlich unsere Teller selbst ab. Unsere Erziehung war sehr traditionell, aber mir gefiel das.

In unserem Haus herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, die Wagen der Geschäftspartner fuhren vor, dann kamen die Juweliere, die Kimonomacher und Schneider, ständig waren viele Menschen da und es war immer sehr viel los.

Ich war die Lieblingsenkelin meines Großvaters väterlicherseits. Eines Tages, als ich drei Jahre alt war, saß ich auf seinem Schoß. Während er meinen Namen murmelte –»Shoko, Shoko«–, hatte er plötzlich einen Herzinfarkt und starb. Vier Jahre später, als ich eingeschult wurde, starb auch meine Großmutter. Nach der Beerdigung setzten wir uns gerade zum Essen zusammen, als ein Onkel von mir zu meinem Vater trat und ihm zuraunte: »Du kriegst keinen Yen von dem ganzen Vermögen der Tendo-Familie, du verdammter Yakuza!«

»Die Trauerfeier ist noch nicht einmal vorbei und da willst du schon über das Erbe reden. Ich brauche keinen einzigen Yen davon und dieses Haus werde ich nie wieder betreten«, brüllte mein Vater und stürmte davon.

Damals hat keiner der anderen Verwandten ein Wort gesagt, alle haben nur auf ihre Füße gestarrt. Meine Oma war gerade erst gestorben – wie konnten die Erwachsenen nur so gierig sein und schon über Geld reden? Das fand ich schrecklich. Mein Vater war zwar ein Yakuza, aber ich fand, dass er absolut recht hatte.

Einige Tage später geriet mein Vater in irgendwelche Schwierigkeiten, wurde verhaftet und kam ins Gefängnis.

Unsere Familie war von Anfang an nie wirklich in die Nachbarschaft eingebunden gewesen, wir waren neu hinzugezogen und hatten uns nie richtig eingelebt. Nach der Verhaftung brodelte dann allerdings die Gerüchteküche und es ging los mit Diskriminierungen.

Als ich eines Tages vor unserem Haus ein Bild malte, kam eine Frau aus der Nachbarschaft vorbei, beugte sich zu mir hinunter und flüsterte mir ins Ohr: »Shoko, weißt du eigentlich, dass

dein großer Bruder gar nicht dein richtiger Bruder ist? Er stammt aus der ersten Ehe deiner Mutter.«

Natürlich veränderten sich meine Gefühle für meinen Bruder dadurch nicht, aber ich konnte nicht verstehen, warum jemand einem Kind so etwas unbedingt mitteilen musste. Ich fand das grausam. In der Schule breiteten sich diese Gerüchte über meine Eltern aus wie eine ansteckende Krankheit, und ich war als das »Yakuza-Mädchen« gebrandmarkt. Die ersten sechs Jahre in der Schule wurde ich eigentlich nur noch gemobbt.

Als ich in der zweiten Klasse war, geschah etwas, das ich nie vergessen werde.

Wie alle anderen Schüler musste auch ich regelmäßig das Lehrerzimmer putzen. Da ich sehr klein war, konnte man mich leicht zwischen den Tischen und Stühlen übersehen. Eines Tages hörte ich dabei plötzlich die vertraute Stimme meiner Lieblingslehrerin. »Shoko Tendo? Das Mädchen kann doch nichts außer zeichnen und Japanisch, oder? Die ist wirklich strohdumm! Eigentlich lohnt es sich gar nicht, der etwas beizubringen zu versuchen«, höhnte meine Lehrerin und warf dabei ein Blatt Papier auf den Tisch. Die anderen Lehrer im Lehrerzimmer stimmten ihr zu: »Da hast du recht!«

Dann lachten alle laut. Mein letzter Test lag mit Note auf dem Tisch. Lernen fiel mir immer schwer, aber ich habe mich stets wirklich angestrengt ...

Ich richtete mich auf und stand wie ein begossener Pudel inmitten der lachenden Lehrer, denen endlich auffiel, dass ich da war.

»Oh, bist du fertig mit Putzen? Gut gemacht«, beeilten sie sich zu sagen und schickten mich dann mit einem falschen Lächeln aus dem Zimmer. Ich rannte davon, so schnell ich konnte.

So lernte ich, dass Menschen immer zwei Gesichter haben. Und diese Lektion habe ich niemals vergessen.

Damals war Kindern zwischen vier und vierzehn Jahren verboten, jemanden im Gefängnis zu besuchen. Deshalb konnten Maki und ich unseren Vater lange nicht sehen. Mama musste die kleine Na-chan überallhin mitnehmen und kümmerte sich um die Firmen und die jüngeren Yakuza. Sie beklagte sich nie, aber ich wollte ihr auf keinen Fall noch mehr Sorgen bereiten, deswegen erzählte ich ihr nichts davon, was in der Schule alles passierte.

Doch weil ich niemandem etwas davon verriet, wurden das Schikanieren und der Terror bald zur Normalität: Meine Sportsachen und meine Schulhausschuhe wurden in die Müllverbrennungsanlage geworfen. Wenn unsere Klasse mit Putzen dran war, traf es immer mich, den Boden zu schrubben. Meine Mitschüler ignorierten mich, es war, als gäbe es mich gar nicht.

Die Kinder, die mich diskriminierten und quälten, gehörten zu den Klassenbesten, deren Eltern ganz besonders streng waren – eine echte Elite. Natürlich konnte das Ganze nie ans Licht kommen, wenn ich nicht irgendetwas dagegen unternahm, aber selbst dann hätte vermutlich jeder nur gesagt: »Was redest du denn für einen Unsinn?«

Und beim nächsten Mal hätten sie dafür gesorgt, dass die Schuldigen nicht mehr gefunden werden würden.

Aber wie gemein sie auch waren, ich weinte nie und ging immer zur Schule, außer wenn ich krank war. Meine einzigen Freunde waren mein Block und mein Bleistift. Sämtliche Pausen verbrachte ich mit Zeichnen.

»Shokos Papa ist ein Yakuza, buhuhu, das macht mir aber Angst!«

»Dein Vater kommt sicher nicht zum Elternsprechtag, oder? Er sitzt ja im Gefängnis.«

»Na und? Was ist denn so schlimm daran, ein Yakuza zu sein?«, schrie ich sie dann an, denn das Einzige, was ich nicht wehrlos ertragen konnte, war, wenn meine Eltern beleidigt wur-

den. Und selbst wenn die Tochter eines Yakuza zu sein bedeutete, wie Dreck behandelt zu werden, wollte ich doch nicht vorgeben etwas zu sein, was ich nicht war, nur um Freunde zu bekommen.

Ich hasste die Schule abgrundtief, aber jedes Mal, wenn ich nach Hause kam, warteten im Flur schon mein Hund und meine Katze auf mich. Dann streichelte ich ihr weiches, warmes Fell und fühlte mich wieder wohl. Menschen lügen ohne Mitleid, ohne eine Miene zu verziehen. Tiere sind da ganz anders. Die Karpfen, denen ich jeden Tag ihr Futter gab, schwammen mir entgegen, wenn sie meine Schritte hörten. Für sie war ich jemand, den sie wirklich brauchten. Und für mich waren sie nicht nur irgendwelche Haustiere, sondern ein wichtiger Teil unserer Familie.

Der Frühlingswind wirbelte die Kirschblüten vor meinem Fenster umher, wie bei einem Schneesturm schwebten sie hoch in den Himmel und mein Herz tanzte mit ihnen. Wenn ich mein Ohr vorsichtig an den Stamm des Kirschbaums legte, schien es mir, als könne ich seinen Puls hören, und ich freute mich, dass wir so in Verbindung standen. Wenn der Frühling vorüber war und keine Blüten mehr am Kirschbaum hingen, legte ich mich oft unter ihn und sah zu, wie die Wolken langsam am blauen Himmel vorüberzogen. Ich malte mir dann eine Welt hinter den Wolken aus und war glücklich.

Für mich war meine Mutter jemand ganz Besonderes. Weil ich oft kränkelte, umsorgte sie mich stets und war immer bei mir. Dennoch hatte ich schreckliche Angst, dass sie eines Tages ganz plötzlich verschwinden würde und nie mehr zurückkäme.

Als ich einmal krank im Bett lag, wachte ich auf und Mama war nicht bei mir. Da sie nicht antwortete, als ich nach ihr rief, rannte ich barfuß aus dem Haus, um nach ihr zu suchen. Schließlich sah ich sie, sie war einkaufen gewesen und war auf dem Weg zurück. Erschrocken brachte sie mich nach Hause.

»Du sollst doch im Bett bleiben, warum bist du denn losgelaufen?«, fragte sie mich und sah mich dabei verwundert an. Deshalb ich mich plötzlich so unsicher gefühlt hatte, konnte ich ihr allerdings nicht wirklich erklären.

Wenn ich krank war, brachte Mama mir das Essen ans Bett: schneeweißen Reisbrei mit einer knallroten, eingelegten Umeboshi-Pflaume und Pfirsichspalten so golden wie Herbsthalbmonde. Ich kann mich noch gut an den süßen Geschmack des Reisbreis und der Pflaume erinnern. Damals war mir nicht bewusst, wie schnell diese liebevolle Zeit mit meiner Mutter zu Ende sein würde.

Als ich wieder einmal erkältet war und auch Fieber hatte, war ich nicht zur Schule gegangen und lag im Bett. Plötzlich kam Mizuguchi, einer der jungen Männer unserer Yakuza-Familie, in mein Zimmer.

»Geht es dir nicht gut?«, fragte er und dabei funkelten seine Augen seltsam und er wirkte ganz anders als sonst. Mir kam das irgendwie komisch vor, daher murmelte ich nur: »Hmm ... nicht besonders«, und vermied es, ihm in die Augen zu sehen.

»Du bist ja schon richtig groß geworden, Shoko, und richtig hübsch.« Sein Gesicht kam immer näher und dann küsste er mich. Ich versuchte mich dagegen zu wehren, aber er schob seinen Arm, auf dem seine Tätowierungen zu sehen waren, in mein Schlafanzugoberteil und griff grob an meine Brust. Ich wehrte mich und konnte mich ihm entwenden, aber ich hatte entsetzliche Angst und zitterte am ganzen Körper, beinahe hätte ich mich übergeben müssen.

Ein paar Tage danach wurde Mizuguchi wegen Drogenmissbrauch verhaftet.

Seitdem war ich Erwachsenen gegenüber sehr misstrauisch.

Mein Vater wurde aus dem Gefängnis entlassen, als ich gerade in die vierte Klasse kam. Beinahe jeden Abend ging er mit Freunden in eine teure Hostessenbar⁷ und betrank sich dort. Für uns war es fast schon normal, dass die Hostessen ihn nachts nach Hause brachten.

»Satomi! Shoko! Ich habe euch etwas mitgebracht, kommt schnell. Ihr müsst alles aufessen«, brüllte er dann für gewöhnlich durch das ganze Haus. Wenn Papa betrunken war, schwankte seine Laune sehr stark. Da ich nicht wollte, dass er ärgerlich wurde, sprang ich daher meist schnell aus dem Bett und rannte zu ihm, ganz gleich, wie müde ich war und wie wenig Hunger ich auch hatte.

»Vielen Dank, Papa«, sagte ich dann mit einem gezwungenen Lächeln und aß all das Mitgebrachte auf.

Ungefähr zu dieser Zeit fing ich an, dick zu werden. In der Schule hieß ich jetzt »fette Kuh« oder »Fettsack«, die ganze Situation wurde dadurch nur noch schlimmer.

Ich fand es schrecklich, zusehen zu müssen, wie mein Vater immer betrunken nach Hause kam. Aber mehr als das hasste ich die Hostessen, die sich vor meiner Mutter und mir an ihn schmiegteten, sich bei ihm einhakten und mit ihrem aufdringlichen Parfüm das Haus verpesteten, während sie mit zuckersüßen Stimmen flöteten: »So, Herr Präsident, jetzt sind wir bei Ihnen zu Hause angekommen.«

Obwohl ich damals noch ein Kind war, war mir klar, dass es ihnen nicht um meinen Vater ging, sondern nur um sein Geld.

Mit tat meine Mutter furchtbar leid, die sich vor diesen Hostessen auch noch verneigen und ihnen für ihre Hilfe danken musste.

Wenn Papa schlechte Laune hatte, schrie er herum und ließ seine Wut an allem aus, was ihm in den Weg kam. Explodierte der